

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 243. Bromberg, den 25. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich wüßte gern, wo wir uns aussprechen könnten, ohne Furcht haben zu müssen“, murmelte er. „Wir müssen beraten, was nun geschehen soll.“

„Wir könnten dorthin gehen, wo ich jetzt wohne“, sagte sie unvermittelt, „es ist gleich am Ende dieser Straße.“

„Sind wird dort ganz sicher?“ fragte er zweifelnd.

„Ich denke doch. Frau Johnes sagte, sie werde heute abend sehr spät heimkommen. Sie geht zu spiritistischen Sitzungen, und diese dauern oft bis zum frühen Morgen. Wir werden alles ungestört besprechen können. Es ist niemand sonst im Hause.“

Sie schwiegen, als sie nun die stille Straße entlang schritten. Dort, wo sie zu Ende war, bog Sisily in den kleinen Garten eines unbeleuchteten Hauses.

Sie traten durch eine Halle in ein kleines Empfangszimmer, das schlicht, fast dürftig eingerichtet war. Doch Charles blickte sich nicht um. Sein einziger Gedanke war Sisily. In der dunklen Straße hatte er sie nicht deutlich sehen können. Nun aber erblickte er sie, und ihr liebes Gesicht, war ganz so wie einst, unverändert der ernste Blick, der auf seinem Antlitz ruhte. Als sie dastand, die Verwirklichung seiner bangen Träume, unterdrückte er gewaltsam das aufsteigende Verlangen, sie in seine Arme zu schließen. Doch dafür war jetzt nicht die Zeit. Ihrer beider Lage war so ernst, daß die Liebe zurückstehen mußte.

„Sisily, warum gingst du davon?“ fragte er endlich.

Sie antwortete nicht sofort, aber ihr Blick entspannte sich, als sammle sie ihre Gedanken. Angstvoll forschend sah er in ihr abgewandtes Gesicht. Als sie nun antwortete, blieb ihr Blick gesenkt.

„Ich mußte gehen, Charles“, war alles, was sie sprach.

„Warum sagtest du es mir nicht, Sisily?“ fragte er vorwurfsvoll. „Warum ließest du es mich nicht wissen, an jenem letzten Tag draußen in den Klippen?“

Er merkte nicht den Ausdruck ihrer Augen, als er dies fragte, doch Überraschung, schier Verwunderung schien darin zu liegen. In seine trüben Gedanken versenkt, fuhr er fort:

„Erinnerst du dich, was du mir von der Freundin deiner Mutter erzähltest? Ich dachte, du wärest dort. Ich fuhr nach Charleswood, dich zu suchen.“

„Ich dachte daran, hinzugehen. Als ich Cornwall verließ, hatte ich die Absicht“, warf sie eilig ein. „Doch dann hielt ich es für besser, es nicht zu tun. Ich blieb die erste Nacht in einem Familienhotel in Euston Square, da es mir aber dort nicht gefiel, zog ich tags darauf in eine Pension nächst Russell Square. Von dort wollte ich an Frau Pursill schreiben und ihr vom Tod meiner Mutter berichten. Doch an diesem Abend nach dem Essen hörte ich, wie einige der Gäste über den — Mord sprachen, und da war mir klar, daß ich jetzt nicht mehr nach Charleswood könne. Ganz früh am nächsten Morgen gab ich abermals meine Wohnung auf, und dann kam ich hierher. Den ganzen Morgen war ich unschlüssig umhergewandert, da sah ich hier im Fenster einen Zettel. Darauf stand, es sei ein Zimmer zu vermieten. Frau Johnes sagte mir, sie vergebe das Zimmer hauptsächlich, um nicht allein zu sein, denn es sei sonst niemand im Hause. Froh und dankbar zog ich ein.“

„Du wußtest die ganze Zeit über, daß die Polizei dich suchte?“ fragte er ernst.

„Seitdem ich in der Pension darüber sprechen gehört hatte“, entgegnete sie schlicht. „Eine der Frauen hatte eine Abendzeitung und las den anderen laut vor. Da wußte ich es natürlich. Die Frau sah während des Lesens auf mich, als argwöhnte sie, ich sei das vermißte Mädchen. Ich war sehr erregt, doch ich bemühte mich, nichts merken zu lassen, und verließ das Zimmer, sobald es mir ratsam schien.“

„Und Frau Johnes — hat sie irgendwelchen Argwohn?“ fragte er angstvoll.

„O nein, — sie ist vollständig weltfremd und denkt nur an Spiritismus. Sie liest nie Zeitungen.“

„Sprechen wir nicht darüber“, sagte er plötzlich, als wäre die Vorstellung ihres Umherirrens ihm unerträglich. „Warum gingst du ohne ein einziges Wort? Du sagtest, du hättest Gründe. Was waren das für Gründe, Sisily?“

„Ich will sie dir sagen, — jetzt schon. An jenem Nachmittag, als mein Vater im Empfangszimmer unten zu euch allen sprach, — weißt du noch?“

„Ja, ja“, sagte er ungeduldig.

„Da hörte ich etwas, — ich war an der Tür.“

„Du also warst es, und nicht Thalassa, der durch die Türe schaute“, rief er und sah sie seltsam an.

„Ich hatte nicht lauschen wollen“, gab sie leicht errötend zurück. „Ich wollte in die Klippen hinaus, — zum Mondfelsen. Ich war sehr unglücklich und wollte mit meinen Gedanken allein sein. Als ich an der Tür vorüberkam, drangen Worte meines Vaters zu mir heraus. Sie betrafen mich. Ich begriff nicht sofort, was damit gemeint war. Während ich verwundert dastand, sah ich die Augen der Tante durch die Öffnung in der Tür den meinen begegnen, sah, daß sie aufsprang. Ich eilte davon, weil ich sie jetzt nicht sehen wollte. Ich mußte das eben Gehörte überdenken und zu verstehen suchen, was es bedeutete.

Ich stieg an den Mondfelsen hinab, setzte mich hin und grübelte. Die Worte, die ich erlauscht hatte, waren seltsam und schrecklich gewesen, andererseits aber so karg, daß ich damals nicht erfaßte, was sie in sich schlossen. Alles, was ich verstand, war nur, daß hinter ihnen sich ein furchtbares Geheimnis barg, ein Geheimnis meiner Mutter, das auch mich betraf. Ich wünschte, ich hätte mehr gehört. Und während ich mich fragte, was geschehen solle, kamst du —“

„Um dir zu sagen, daß ich dich liebe, daß ich dich lebenslang lieben werde“, fiel er ihr heiß ins Wort.

Wieder färbten ihre Wangen sich in schwachem Rot, doch eilig sprach sie weiter. „Ich konnte dir nicht sagen, daß ich dich liebe, weil meines Vaters arge Worte mir noch im Ohre klangen. Ich wollte ihn erst gesprochen haben, ihn befragen, um zu wissen, ob ich teilweise richtig geraten hatte, oder ob es einen Ausweg für mich gab. Oh, denke nicht

schlecht von mir, wenn ich dir nun sage, daß ich dich damals liebte und daß ich dich immer lieben werde. An jenem Tage am Mondfelsen wollte ist dir es sagen, doch ich wußte, ich dürfe es nicht."

„Warum nicht?" Ungestüm übertönte seine Stimme ihre Worte. „Du hättest mich nicht fortschicken sollen, Sisily. Das war falsch. Es brachte viel Leid über uns beide."

„Es war nicht falsch", entgegnete sie mit ungewohnt fester Stimme und hartem Blick, der ihn an ihren Vater denken ließ. „Ich ging, weil ich entehrt war, wenn sich als wahr erwies, was ich erriet. Auf dich aber mußte Rücksicht genommen werden. Du warst Anwärter auf den Adel, — mein Vater hatte es mir vorher schon gesagt."

„Verwünscht sei der Adel", brach der junge Mann wütend aus. „Ich sagte dir an jenem Tage, ich wolle nichts damit zu tun haben. Warum bedachtest du das nicht?"

„Wahrscheinlich, weil ich mein Leben lang vom Adel sprechen hörte", gab sie mit dem Anflug eines Lächelns zurück. „Deswegen konnte ich dir damals nicht gestehen, daß ich dich liebe. Nun ist es anders, nun kann ich alles sagen." Trauer schwang in ihren Worten. „Als du von deiner Liebe sprachst, sah ich deutlich meine Pflicht. Ich wußte, ich müsse fliehen und mich irgendwo verbergen, vor dir, vor jedermann, irgendwo, wo niemand mich kannte, wo ich nie erkannt werden konnte. Doch erst wollte ich meinen Vater sprechen, um mich zu vergewissern."

„Ich verstehe", sagte er dumpf.

„Während ich mit Onkel und Tante ins Hotel fuhr, legte ich mir alles zurecht. Ich beschloß, am gleichen Abend noch zurückzukehren und mit meinem Vater zu sprechen. Mir war, als könne ich nicht schlafen, ehe ich nicht die volle Wahrheit wußte. Sobald ich konnte, stand ich vom Tisch auf und jagte nach dem Bahnhof, um den Omnibus zu erreichen, der um halb acht Uhr nach St. Fair abgeht.

Am Kreuzweg stieg ich aus und wanderte über das Moor. Klopfte an die Tür von Flint House und Thalassa ließ mich ein. Ich sagte ihm, daß ich meinen Vater zu sprechen wünsche, er wollte unten im Flur auf mich warten und mich dann wieder bis an den Kreuzweg bringen.

Ich lief hinauf und klopfte an der Tür von meines Vaters Arbeitszimmer. Da er nicht antwortete, öffnete ich und trat ein. Er saß schreibend an seinem Tisch. Als er aufsah und mich anblickte, war er sehr böse. „Du, Sisily?" fragte er. „Was führt dich um diese Stunde zu mir?" Ich sagte ihm, ich sei gekommen, um aus seinem Munde die Wahrheit zu erfahren. Ich bat ihn, mir alles zu sagen. Er sah mich drohend und unheimlich an, aber schreckte mich nicht. Dann überlegte er ein wenig und sagte, es wäre schließlich besser, wenn er selbst mir alles erzähle.

Und so sagte er mir alles ,— sagte es in einem halben Dutzend Sätzen, die mir im Hirn zu brennen schienen. Einen Augenblick lang saß ich still, wie gelähmt. Dann, als ich die volle Tragweite des Gesagten erfaßte, tat ich, was ich nie vorher getan hätte. Ich rechtete mit meinem Vater, — nicht meinetwegen, doch um meiner Mutter willen. Ich versprach ihm, überall hinzugehen, alles zu tun, wenn er ihr Geheimnis wahren wolle. Ich hätte ebensogut zu Felsen sprechen können. Er saß ernsten Gesichtes, bis ich auf die Knie fiel und ihn bat, es wenigstens noch für kurze Zeit geheim zu halten. Da wurde er böse, und die Antwort, die er mir gab, werde ich nie vergessen können. „Für kurze Zeit?" sagte er. „In der nächsten Woche soll meinem Anspruch auf den Adel stattgegeben werden. Da soll ich das Ganze verschieben, nur wegen deiner Mutter, einer — —"

Sisily brach jäh ab ,in ihre bleichen Wangen trat purpurnes Glühen, die Augen weiteten sich, als erstünde jene letzte schreckliche Szene vor ihrem geistigen Blick. Charles Turold beobachtete sie, und er fühlte, daß nichts, was er auch sagen mochte, ihre wunde Seele trösten können würde.

Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Dann ging ich. Ich wußte, nie wieder würde es mir möglich sein, mit ihm zu sprechen. Unten wartete Thalassa auf mich. Er hielt einen Brief in der Hand. Er sah mich an, sagte aber nichts, öffnete nur die Tür und wir gingen in das Moorland hinaus. Schweigend schritten wir dahin. Thalassa war immer gütig zu mir gewesen, und ich glaube, er verstand auch jetzt. Erst als wir uns dem Kreuzweg näherten, wandte ich mich ihm zu und sagte rasch: „Thalassa, Sie dürfen niemandem sagen, daß ich heute bei meinem Vater war." Ich wollte es vor jedem — für immer — geheimhalten. Ich wußte ,mein Vater würde nichts sagen, da dies alles für ihn zu belanglos war. Er dachte an nichts, nur an den Adelstitel. Und Thalassa gelobte Schweigen. „Nie wird man auch nur ein Wort erfahren, Fräulein Sisily", sagte er.

Thalassa wanderte durch die Sümpfe zurück, und ich wartete am Kreuzweg, bis der Omnibus kam. Als ich das Hotel erreicht hatte, ging ich in mein Zimmer und legte mich zu Bett. Ich weiß nicht, wie spät es am nächsten Morgen gewesen sein mochte, als Tante in mein Zimmer trat und mir sagte, mein Vater sei gestorben. Sie erzählte mir nicht viel. Nur daß ein schreckliches Unglück geschehen sei und daß man ihn tot in seinem Zimmer gefunden habe. Ich war nicht erschüttert ,lediglich gleichgültig. Ich wunderte mich nicht einmal, — damals nicht. Später hörte ich auf dem Flur eine Magd zu einer anderen sagen, es sei Selbstmord gewesen.

Das machte für mich keinen Unterschied aus, nur daß ich mehr denn je wünschte, fortzukommen. Schnell beschloß ich, noch am gleichen Tag nach London zu reisen, doch nicht mit dem Expreßzug. Ich wußte zwar, daß nach solchem Geschehnis meine Tante an diesem Morgen nicht nach London zurückkehren werde, doch war es leicht möglich, daß mein Onkel geschäftlich genötigt war, den Expreßzug zu benutzen. Er ist auch immer überfüllt. Ich wollte nicht gesehen, nicht zurückgebracht werden. So fand ich, daß der langsame Mittagszug für mich sicherer sei. Ich wartete ein wenig, und dann gelang es mir, unbemerkt aus dem Hotel zu schlüpfen, als Tante ausgegangen war. An diesem Abend kam ich nach London, und mir war einsam und elend zu Mut. Wohl fühlte ich, ich habe recht gehandelt, doch immer wieder dachte ich — an dich."

„Du hättest nicht so fortgehen dürfen, Sisily", sagte Charles düster.

„Dafür bestand kein Grund, kein triftiger Grund zumindest, meine ich. Wo lag die Notwendigkeit, nachdem ich mit dir gesprochen hatte? Warum beschleunigte der Tod deines Vaters deine Flucht? Mir scheint, daß danach kein Grund mehr für dich vorlag."

Traurig sah sie ihn an, denn sie erfuhr zum erstenmal männliche Verständnislosigkeit weiblichem Liebesopfer gegenüber. Doch sagte sie nichts. Er aber fuhr fort. „Wir müssen nun bedenken, was geschehen soll." Er ging im Zimmer auf und nieder und überlegte mit gerunzelten Brauen. Dann stand er still, von einem Gedanken durchzuckt, und sah nach ihr: „Die Polizei wollte mit Gewalt von Thalassa erfahren, wann du an jenem Abend nach Flint House zurückkehrtest. Er aber sagte nichts. Nun wird auch er verdächtigt."

Sie sprang auf. „Oh, das darf nicht sein", rief sie schmerzlich, „der arme Thalassa! Er soll die Wahrheit sagen."

„Es fragt sich nur — was ist die Wahrheit?" Während er sprach, dachte er blitzartig daran, daß sein Vater ebenso gefragt hatte, ehe er selbst Cornwall verließ.

„Die Wahrheit ist, daß Thalassa und ich an jenem Abend gemeinsam das Haus verließen, ehe es geschah. Könnte das nicht bewiesen werden?"

„Ich könnte angeben, wann ihr ginget", sagte er leise.

„Du?" rief sie, und Angst trat in ihren Blick. „Woher weißt du?"

„Weil ich euch sah. Ich stand draußen, nahe am Hause."

„Warum standest du dort?" fragte sie rasch.

Gemächlich klang seine Entgegnung. „Ich war gekommen, um deinetwegen mit deinem Vater zu sprechen, und stand dort . . . überlegend . . . wartend . . . Da öffnete sich die Eingangstür und du kamst mit Thalassa. Ich war von deinem Anblick überrascht, doch ich sah hier eine Gelegenheit — einen letzten Zufall — dich nochmals zu sprechen. Ich folgte dir, Sisily, um dich zu bitten, an meiner Liebe nicht vorbeizugehen, doch ihr verschwandet in der Dunkelheit der Sümpfe, ehe ich euch erreicht hatte. Ich schritt weiter in der Absicht, euch einzuholen, doch ich verirrte mich im Moor, und fast eine halbe Stunde irrte ich durch das Dunkel, ehe ich den Weg nach Flint House zurückfand."

(Fortsetzung folgt.)

Särge an Bord.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt
von G. W. Brandstetter.

Eine schwarze Rauchfahne am dunklen Schornstein, mit schmierigen Deckplanken und verschmutztem Anstrich, keuchte der Lau Siau Mau in den Hafen von Singapur. Die fünffarbige chinesische Flagge hing vom Heck.

Zwei Europäer standen am Kai und beobachteten den alten Dampfer. Anscheinend gleichgültig sahen sie zu, wie sich eine Herde Chinesen über die Laufbrücke drängte: „Neues Futter für die Zinkgruben. In acht oder zehn Jahren — wenn sie bis dahin noch leben — werden sie soviel verdient haben, daß sie ihre ersparten Silberdollars in ihre Kisten packen und nach Hause fahren, um den Rentner zu spielen. Und wenn wir nicht hinter das Geheimnis des Lau Siau Mau kommen, so verschwindet vielleicht auch von ihnen noch mancher auf der Heimfahrt."

Die letzten Auswanderer verließen eben das Schiff. Da stieß der ältere Europäer den anderen an: „Kommen Sie, wir wollen uns den Kapitän vornehmen." Eine Minute später standen sie in der Kajüte vor dem Schiffer. Der sah die Fremden ein wenig mißtrauisch an: „Was wünschen Sie?" — „Eine Auskunft von Ihnen, Steuermann Haynes. Sie kennen sicher dies Zeichen." Der Ältere lüftete leicht den linken Rockaufschlag. Der Kapitän zuckte leicht zusammen, dann beherrschte er sich aber rasch: „Steuermann Haynes? Ich heiße Garnsey, Kapitän Garnsey, wenn Sie sich das merken wollen!" Der andere wischte den Einwand mit leichter Handbewegung fort: „Steuermann Haynes, Sie wissen, was Sie drüben in Westindien auf dem Gewissen haben. Einen kleinen Totschlag. Aber schweigen wir davon, wenn Sie vernünftig sind und das tun, was wir verlangen. Nicht wahr, Kapitän Garnsey?"

Der Schiffer würgte einen schweren Brocken die Kehle hinab: „Schön. Was wünschen Sie also?" — „Wir wollen wissen, was aus den Chinesen wird, die bei jeder Fahrt nach Hongkong spurlos von Bord verschwinden." Der Kapitän legte die Hand auf die Brust: „Ich schwöre Ihnen: Das weiß ich selbst nicht. Ich habe mich nur um das Schiff zu kümmern. Die Chinesen, denen es gehört, haben mir einen Gelben als Superkargo vor die Nase gesetzt, der den Herrn spielt. Ich bin der einzige Europäer. Was soll ich da machen? Wir nehmen bei jeder Fahrt an die hundert Särge an Bord, weil die Gelben, die hier sterben, in der Heimat begraben werden wollen. Einmal, als ich beim Verladen zusah, kam es mir vor, als rührte sich etwas in einem Sarg. Ich wollte ihn von den Kulis öffnen lassen, ihn untersuchen. Da stand auf einmal der Superkargo neben mir: „Laß das, Kapitän! Oder hast du keine Lust mehr am Leben?" Seitdem habe ich mich nie wieder um Särge und Chinesen gekümmert."

Die Europäer hatten aufgehorcht: „Im Sarg rührte es sich?" Dann faßte der Ältere den Schiffer am Jackenknopf: „Wir werden Ihnen einen chinesischen Detektiv an Bord schicken. Er wird als Rückwanderer auftreten und sich, falls er in Not ist, an Sie wenden. Kommen wir mit seiner und Ihrer Hilfe hinter das Geheimnis, so streichen wir die Erinnerung an den Steuermann Haynes aus unserem Gedächtnis." — —

Als der Lau Siau Mau eine Woche später durch die Singapurstraße dampfte, 454 Rückwanderer und 98 Särge an Bord, suchte Kapitän Garnsey umsonst nach dem Detektiv. Und doch saß der seit dem Morgen zwischen seinen heimkehrenden Landsleuten auf seiner Kiste, und seine stumpfe Miene unterschied ihn in keiner Weise von den anderen. Nur Lo Mings Augen huschten zwischen den zusammengekniffenen Lidern hin und her.

Der Detektiv schien aber nicht darauf zu achten, daß der Superkargo wie auf einem Revisionsgang durch die bunten Reihen der Rückwanderer schritt und anscheinend ganz zufällig mit dem Fuß gegen die eine oder andere der Kisten stieß, die das Eigentum der Chinesen bargen. So kam er auch auf Lo Ming zu und stolperte: „Verflucht, was hast du eine schwere Kiste! Ist wohl viel Geld darin?" Lo Ming grinste einfältig: „Viel Geld, viel Geld! Alles verdient!"

Bald darauf kam der Lau Siau Mau auf die offene südchinesische See heraus. Die Wellen schaukelten den alten Kasten hin und her, und plötzlich schien Lo Ming seekrank zu werden. Seine Gesichtshaut lief grünlichgelb an, und eilig trieb es den Ärmsten zur Reeling. Kein Mensch hätte angesichts des Tributes an den Meergott vermuten können, daß Lo Ming noch nie so wenig seekrank war wie in diesem Augenblick. Dann strich der Chinese schwankend durch das Schiff, suchte anscheinend bald hier, bald dort nach einem ruhigeren Plätzchen, stand stöhnend wieder auf und legte sich schließlich bei einbrechender Dunkelheit halbtot neben die Achterluke auf die Planken.

Doch Lo Mings Sinne waren gespannt wie die eines Luchses. Deshalb hörte er das Geflüster unten im Laderaum: „Zuerst nehmen wir den Esel mit der schweren Kiste. Laß unsere Leute aus dem Versteck!" Ein leises, hohles Klopfen drang zu Lo Ming herauf. Der stolperte stöhnend über ein paar verschlafene Landsleute hinweg, doch eine Minute später kauerte er ohne jedes Anzeichen von Seekrankheit unter dem Segeltuch eines Rettungsbootes und beobachtete seine verlassene Kiste.

Plötzlich schlichen ein paar Schatten über das Deck. Neben der Kiste blieben sie einen Augenblick stehen. Lo Ming lachte in sich hinein: „Wundert euch nur, wo ich bin!" Dann faßten zwei Mann die Kiste und schleppten sie zur Luke. „Laß sie ruhig", dachte Lo Ming, „meine Silberdollars sind ja falsch!" Doch gleich darauf schauderte er. Er sah, wie ein Segeltuch über einen der schlafenden Chinesen geworfen wurde. Ein kurzer, lautloser Kampf, und vier Mann trugen den Körper zur Reling. Ein paar Handgriffe, ein Gegenstand hing an den Füßen des Überfallenen, und der Körper versank mit leisem Aufklatschen für immer.

Dreimal noch in der gleichen Nacht hörte Lo Ming das gleiche Geräusch. Dann sah er die Schatten wieder der Luke zuschleichen. Da kletterte er aus seinem Versteck, kroch zur Achterluke und horchte: „Klang das nicht, als würde ein Sarg geschlossen?" In der Nähe wälzte sich ein Chinese im Schlaf und trieb Lo Ming in sein Versteck zurück. Doch der Detektiv glaubte genug zu wissen.

Er konnte es freilich nicht verhindern, daß in den folgenden Nächten noch mehrfach die Achterluke schwarze Gestalten auf das nächtliche Deck ausspie, und auch, wenn er sich dem Kapitän anvertraut hätte, so wären doch beide machtlos gewesen.

Nach Tagen kam der Fels von Hongkong in Sicht. Da schoß ein englischer Zerstörer aus dem Hafen und legte sich dem Lau Siau Mau längsseits. Ein Polizeikommissar stieg den Seesoldaten voraus an Bord: „Kapitän, lassen Sie Mannschaften und Passagiere antreten!" Bald standen die Chinesen in Reih und Glied neben ihren Habseligkeiten. Der Kommissar schritt zählend an ihnen entlang: „438. Wo sind die fehlenden Fünfzehn, Superkargo?" Der zuckte die Achseln: „Weiß ich es?"

Da hob sich hinter ihm das Segeltuch des Rettungsbootes, und plötzlich stand Lo Ming mit einem Sprung neben ihm, die Pistole in der Hand: "Du weißt es doch!" Die Wut und die Überraschung verzerrte die häßlichen Züge des Superkargos. Seine Hand griff unter die wattierte Jacke, und ein Dolch fuhr durch die Luft. Doch Lo Ming war rascher, und seine Kugel riß dem anderen das Messer aus den zerschossenen Fingern. Einen Augenblick später war der Superkargo gefesselt.

Schweigend ging Lo Ming nun auf die Achterluke zu und stieg dem Kapitän und den Engländern voran in den Laderaum. Dort stand Sarg an Sarg. Der Detektiv wies auf sie: „Hier muß das Geheimnis des Lau Siau Mau verborgen sein." Dann klopfte er mit dem Pistolenlauf gegen eine Sargwand. Es schien ein Signal zu sein, und wirklich klang aus dem Innern das gleiche Klopfen als Antwort wider. Da lachte Lo Ming: „Herr Kommissar, wollen Sie den Toten auferwecken lassen!" Acht Fäuste hoben den Deckel, und der überraschte versteckte Verbrecher ließ sich widerstandslos fesseln. Fünf weitere Särge enthielten seine Spießgesellen, und im siebenten lag die Beute, darunter auch Lo Mings falscher Dollarschatz.

Eine Woche später hingen der Superkargo und seine Komplizen, die gestanden hatten, schon mehrfach in den Särgen an Bord geschmuggelt worden zu sein, am Strick. Vom Bord des Lau Siau Mau ist seitdem kein einziger Chinese mehr verschwunden.

———



Bunte Chronik



*** Eine Festungsruine mitten in der Donau.** Infolge des außerordentlich niedrigen Wasserstandes der Donau ragt in der Nähe des ungarischen Dorfes Paks aus dem Wasser eine seltsame Ruine heraus. Nach den geschichtlichen Forschungen sind es die Überbleibsel einer Festung, die vor einigen Jahrhunderten von einem ungarischen Heerführer unter dem Fürsten Rakoczi gegen die Österreicher angelegt wurde, um eine Brücke zu verteidigen. Im Jahre 1706 griff der österreichische General Herberstein die Festung an, zerstörte sie und stürzte die Trümmer in den Fluß. Nun fischen die Einwohner zwischen den Ruinen, die den großen Fischreichtum begünstigen.

*** Der allzutüchtige Versicherungsagent.** Seit geraumer Zeit erregte in der Umgegend von Prag eine sich häufende Anzahl von Todesfällen Aufsehen, die anscheinend alle auf ein bösartiges Magen- und Darmleiden zurückzuführen waren. Man glaubte schon, daß die Brunnen jener Gegend verseucht seien oder daß sich sonst irgendwie in den öffentlich feilgehaltenen Nahrungsmitteln, wie Milch, Obst und dergleichen, Ansteckungsstoffe befänden. Doch waren alle diesbezüglichen Nachforschungen erfolglos. Endlich fiel es dem Kreisarzt auf, daß die Opfer der vermeintlichen Epidemie fast alle ältere Leute waren, und er stellte in weiteren Nachforschungen fest, daß alle die von der Krankheit Betroffenen kurze Zeit vor ihrem Ableben eine ziemlich hohe Lebensversicherung abgeschlossen hatten. Er verfolgte diese Spuren und fand endlich auch den Agenten, der die betreffenden Versicherungen abgeschlossen hatte. Er bestellte diesen nun zu einem Freunde, der angeblich darauf wartete, seinen Vater zu beerben und wurde ungesehen Zeuge, wie der Agent nun den Freund zu der Versicherung zu überreden versuchte. Dabei brachte er denn auch ein weißes Pulver zum Vorschein, das, wie er sagte, beim Abschluß der Versicherung mitgeliefert werde und die Auszahlung der Prämie beschleunigen könne. Voraussetzung sei natürlich, daß der Agent einen Anteil von der Versicherungssumme erhalte. Der Freund ging zum Schein auf die Vorschläge des Agenten ein. Im entscheidenden Moment erschien der Arzt und beschlagnahmte das Pulver, während zwei Polizisten den sich heftig wehrenden Agenten abführten. Das Pulver, das, wie der allzutüchtige Agent so geschmackvoll erklärt hatte, die Auszahlung der Versicherung beschleunigen sollte, erwies sich als eine Mischung von einem Pflanzengift und feingemahlenem Glas; es wurde den Opfern nach und nach beigebracht und bewirkte ihren Tod infolge ruhrähnlicher Erscheinungen.

*** England, „das Land der alten Bräute“.** In ganz eigenartiger Weise hat sich seit einiger Zeit, wie die neueren Statistiken zeigen, in England das Heiratsalter namentlich der Weiblichkeit verschoben. Während noch im Vorjahre das Durchschnittsalter der in den Ehestand tretenden Engländerinnen zwischen 17 und 23 Jahren lag, ist es in der letzten Berichtszeit, von Januar 1929 bis zur Gegenwart, ganz erheblich höher gewesen. London verzeichnet allein im letzten Vierteljahr 2996 Heiraten, von denen bei 2499 Eheschließenden die Frau über 30 Jahre alt war. Bei 440 Paaren war sie jünger als 25 Jahre, und nur 57 von den Bräuten hatten die holde Siebzehn noch nicht überschritten. Eigentümlicherweise ist aber auch die Zahl der Bräute, die ganz beträchtlich älter sind als der Erwählte ihres Herzens, im steten Ansteigen begriffen. So finden wir in den Bekanntmachungen der Londoner Standesämter 23 Fälle, in denen Frauen von Mitte dreißig und darüber „Männer“ zwischen 17 und 20 Jahren heirateten. In 19 Fällen war die Braut zwischen 40 und 50 Jahren alt, während der Ehepartner erst zwischen 20 und 22 Lenzen schwebte. In fünf Fällen war „sie“ 55, 57, 59, 63 und 67 Jahre alt, während „er“ 24, 27, 25, 29 und 33 Jahre zählte. Die Ehe mit dem größten Altersunterschiede, die im letzten Vierteljahre in London geschlossen wurde, führte eine 70jährige Braut und einen 35jährigen Mann vor den Altar.

*** Wo ist Attilas Grab?** Die Archäologen streiten sich seit Menschengedenken um Attilas Grab. Der große Hunnenkönig ist in Ungarn gestorben, während sein Grab in Tirol gezeigt wird. Im oberen Etschtal, nicht weit vom Wege, der das Dörfchen Caldari mit Mendola verbindet, liegt in der Nähe von Bozen ein gewaltiger Hügel, der seit uralten Zeiten in dieser Gegend als Attilas Grab bezeichnet wird. Nun hat sich die italienische Regierung, die, wie bekannt, für archäologische Ausgrabungen das größte Interesse zeigt, entschlossen, in der Gegend um Attilas Grab Ausgrabungen zu unternehmen. Der Hügel ist mit einem steinernen Bau gekrönt, der 12 Meter hoch ist und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Bau wertvolle Gegenstände aus der bewegten Zeit der Völkerwanderung enthält. Attila soll, der Überlieferung zufolge, in drei Särgen begraben sein. Werden jetzt die Historiker auf die sterblichen Überreste des Helden der Völkerwanderungstage stoßen?

*** Der Maharadscha von Dharampur und seine zehn Frauen.** In einem Budapester Hotel, am herrlichen Donauufer, wohnt jetzt Saheb, der Maharadscha von Dharampur, welcher aber jede Unterhaltung verweigert, weil er inkognito reist und sagte, daß er nur ein hoher Staatsoffizier von Dharampur sei, nichts weiter. Doch mit ihm kamen seine zehn Gattinnen. Auch von ihnen sagte er, daß sie nur Verwandte und Hofdamen seien. Aber die Juwelen der Damen werden in dem Wertfach des Hotels unter dem Namen des Maharadschas aufbewahrt, obgleich die Damen in einem anderen Hotel wohnen. Seine Majestät ißt nicht das Essen des Hotels, sondern hat eine eigene Köchin, die alles für ihn zubereitet. Nur dreißig Koffer sind mit ihm angekommen. Übrigens drückte er seine Bewunderung über die Schönheit der Stadt aus und erklärte, daß er eine Yacht haben möchte, um jeden Tag auf der Donau fahren zu können.

*** Jung-Amerikas Mathematik.** In einer Newyorker Gemeindeschule ereignete sich vor nicht langer Zeit folgender Vorfall, der ein bezeichnendes Licht auf die praktische Denkart junger amerikanischer Schüler wirft: Gähnende Langeweile lastet im Klassenzimmer. Mister Brown, der Lehrer, sucht vergeblich seine Zöglinge mit der trockenen Zahlenweisheit mathematischer Lehrsätze vertraut zu machen. Mit der Geometrie hapert es und mit der Algebra erst recht. Schließlich kommt ihm eine Erleuchtung und er stellt seiner schläfrig vor sich hindösenden Knabenschar folgende nach seiner Meinung hochinteressante Aufgabe: „Pola Negri saust mit ihrem Luxuskabriolett von A. bis B. mit einer Geschwindigkeit von 120 Kilometern in der Stunde. Gleichzeitig fährt Charlie Chaplin von B. bis A. mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern. Wo werden sich die beiden Filmstars vermutlich treffen?“ Zwanzig Knabenköpfe denken angestrengt nach. Eine kniffliche Sache. Au, Backe! Warum fährt denn Charlie Chaplin nicht ebenso schnell wie die Pola? Erstens wäre die Aufgabe leichter zu lösen, und zweitens sollte sich doch Charlie trotz seiner Quadratlatschen als Mann in der Schnelligkeit nicht von einem Frauenzimmer übertreffen lassen. Plötzlich schießt ein Finger hoch. „Nun, Smith?“ — „Sie treffen sich — treffen sich — bestimmt im Krankenhaus.“ Alles wiehert vor Lachen. Aber recht hat der kleine Knirps. Man nennt das „höhere Mathematik“ in Amerika.

Lustige Rundschau



*** Unbewußte Grobheit.** „. . . du, ich hieß früher Ochse, dann habe ich den Namen gewechselt.“ — „So—o? Na, der Name tut ja nichts zur Sache; man bleibt trotzdem derselbe!“

*

*** Der Beweis.** Paul ist in Ursula recht verliebt. Auf dem Wege zu ihr trifft er ihren kleinen Bruder. — „Herr Paul, meine Schwester weiß schon, daß Sie kommen.“ — „Ja?“ fragt dieser glückselig. — „Sicher, sie ist eben fortgegangen.“

*

*** Bedauerlich.** Dame zum blinden Bettler: „Haben Sie keine Familie, armer Mann?“ — „Ja, gnädige Frau, einen Bruder, der ist auch blind. Aber wir sehen — uns nur selten.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.